

Rezensionen

Clara Wichmann: Der Weg der Befreiung. Texte über aktive Gewaltlosigkeit 1917–1921. Hrsg. von Gernot Jochheim, Verlag Weber, Zucht & Co., Kassel 1989, 77 Seiten.

»Die Frauenbewegung muß sich als gesellschaftliche Bewegung für etwas verstehen, was es noch nicht gibt«, so hatte die Juristin Clara Wichmann 1916 formuliert. Ihre Gedanken sind hierzulande noch weitgehend unbekannt, da sie als Kind deutscher Eltern in die Niederlande kam und dort in der Landessprache publizierte. Seit 1980 war Clara Wichmann in der Frauenbewegung der Niederlande, u.a. als Vorstandsmitglied des »Bundes für Frauenwahlrecht« aktiv. Die Frauenbewegung war für sie der Ort ihres gesellschaftlichen Engagements. Der Emanzipationskampf der Frauen bedeutete ihr die Überwindung einer Gesellschaft, »die so ziemlich auf dem Kampf aller gegen alle beruht, die die Menschen in dem Gedanken erzieht, daß man das Recht habe, sich auf Kosten anderer zu bereichern und Mitmenschen zu übervorteilen, und in welcher der Mehrheit die Bedingungen für jedes normale Gedeihen vorenthalten sind.« Clara Wichmanns Lebensthema war die Überwindung von Gewalt in ihren vielfältigen Gestalten.

Die Überwindung von Gewalt war für Clara Wichmann innenpolitisch mit einer radikalen Kritik am Strafrecht verbunden, gesellschaftspolitisch mit der Vision einer

sozialistischen Gesellschaft und – heute würden wir sagen – sicherheitspolitisch mit der Konzeption der gewaltfreien Aktion, für die sie in Anlehnung an den niederländischen Antimilitaristen Bart de Ligt den Begriff »neue Wehrhaftigkeit« begründet hatte.

Die gesellschaftstheoretischen und sozialpsychologischen Überlegungen, zu denen Clara Wichmann in der Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Emanzipationsbewegungen und revolutionären Parteien gekommen war, werden auf besonders einprägsame Weise deutlich in dem Briefwechsel, den Clara Wichmann 1921 mit Henriëtte Roland Holst in dem theoretischen Organ »De Nieuwe Tijt« geführt hatte. Henriëtte Roland Holst, eine der wichtigsten marxistischen Theoretikerinnen Hollands, die sich selbst mit einem Band »Die Kampfmittel der sozialen Revolution« im Jahre 1918 kritisch mit den Nachteilen einer emanzipatorischen Gewaltanwendung auseinandergesetzt hatte, war dennoch der Auffassung, daß im Falle des jungen Sowjet-Rußland »das kleinere Übel« um des größeren guten Willens hin genommen werden sollte. Henriëtte Roland Holst verteidigt die von ihr so bezeichnete »Unterdrückung der früheren Bourgeoisie und ihrer Helfer und das Verüben von – notwendig grausamen – Kriegstaten, die dem sozialen Gefühl tausender und abertausender russischer Arbeiter und Bauern geschadet haben. Sie sieht

darin den »Zwang konkreter sozialer politischer Umstände«, die »das Proletariat mehr und mehr zwingen, einen Kampf zu beginnen und durchzukämpfen, der ohne organisierte Gewalt nicht gewonnen werden kann.« Clara Wichmann antwortet darauf mit der Nennung zweier Elemente, die in ihrer Gesamtheit erst die Revolution darstellen würden: »Die Eroberung der Macht und das Erwerben zu Lebensrecht, zu Selbstbewußtsein, das Entstehen einer neuen Kultur.« Sie hebt hervor, daß zwischen diesen beiden Elementen eine Spannung besteht. Die Gefahr, die sie sieht, und die wir heute, 70 Jahre später, nur zu genau bestätigen können, heißt »Desinteressierung« der Menschen, wo Gehorsam, Schweigen über Meinungsverschiedenheiten, Unterdrücken von spontanen Regungen in den Vordergrund gestellt werden. Es geht Clara Wichmann um die Aktivitäten gegen »den Glauben an die Gewalt, die Gewaltsuggestion.« Das Überwinden der Gewaltsuggestion sieht sie als einen notwendigen Bestandteil wahrhaft revolutionärer Bewegungen an. Das ist für sie keine theoretische Frage, sondern eine sehr praktische und politische. Es ist der zähe, wenngleich auch gescheiterte Versuch innerhalb der revolutionären Bewegungen und Parteien, die Keime einer Bewegung gegen die Gewaltsuggestion vor dem Erstickten zu bewahren.

Eine antiinstitutionalistische politische Grundhaltung teilte Clara Wichmann nicht nur mit den verschiedenen Strömungen der anarchistischen Bewegung, sondern auch mit großen Teilen der Sozialdemokratie. Diese zeitgebundene Auffassung, die wir 70 Jahre später in ihrer politischen Unzulänglichkeit genauer beurteilen können, sollte nicht verdecken, was Clara Wichmann schon im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts an sozialpsychologischen und sozialphilosophischen Überlegungen ihrer Zeit weit voraus entwickelt hatte. Dazu zählen ihre Gedanken zum Verhältnis von *Individuum und Kollektiv*. In ihrem Aufsatz »Über Krieg und Frieden« aus dem Jahre 1917 entwickelt sie

eine Auffassung, die wir später auch bei Sigmund Freud finden. Gegenüber der ursprünglichen Haltung des Menschen zur Welt, der zufolge alles altersher Bekannte gut, alles andere zu tadeln und zu bekämpfen ist, gegenüber dieser ursprünglichen Einteilung der Menschen in Freund und Feind setzt sie auf eine andere mögliche Haltung, die sich aus der Bewunderung für das »große Ganze« speist, »von dem wir ebenso Teil sind, wie das, was vor uns war und das, was nach uns kommt.« Angesichts der Greuel und Leiden des Weltkriegs plädiert sie dafür, hier und jetzt damit zu beginnen, »ein Zusammenleben zu schaffen, das sich nicht auf einen Krieg vorbereitet, daß die Klasseninteressen hinter den Vaterlandsparolen erkennt und dadurch einen anderen Gemeinschaftssinn entwickeln kann, der sowohl den Einzelnen als auch die Gemeinschaft über die Selbsterhaltung hinaus wachsen läßt.«

Von besonderer politischer Bedeutung ist für Clara Wichmann auch die Thematisierung des *Verhältnisses von Mittel zu politischem Ziel*, wie sie es beispielsweise in einem Aufsatz von 1920 thematisiert. Gegenüber einer Auffassung, derzufolge der »ersehnte Erfolg auf mechanischem Wege zu erreichen ist: man muß nur bestimmte Hindernisse beseitigen und seinem Gewissen Gewalt antun«, setzt sie die Erkenntnis, daß auf diese Weise »die inneren moralischen Kräfte und Konflikte außer Acht« gelassen werden und damit die Menschen von ihren edlen Zielen weggetrieben werden. »Das Ziel ist nicht vom Mittel abhängig und das Mittel nicht vom Ziel, weil jedes Handeln seine wesensgemäßen Folgen hat.« Dabei sieht Clara Wichmann in den neuen Produktionsverhältnissen auch die Chance zu neuen Kampf- und Befreiungsmitteln wie dem Streik, dem Boykott, der individuellen und massenhaften Dienstverweigerung. Sie entwickelt hier Vorstellungen des gewaltfreien emanzipatorischen Kampfes, wie sie später in der Rezeption Gandhis und danach Martin Luther Kings größere Verbreitung fanden. Für Clara Wichmann war

Gewaltlosigkeit kein abstraktes Dogma, sondern Bestandteil eines sozialen Lernprozesses, den sie geschichtsphilosophisch auf eine qualitativ neue Stufe der Kulturentwicklung gerichtet sah.

Clara Wichmann starb 1922 im Alter von 37 Jahren kurz nach der Geburt ihres einzigen Kindes. Gernot Jochheim, der aufgrund seines eigenen Interesses an aktiver Gewaltlosigkeit sich mit ihren Schriften und der von Henriëtte Roland Holst seit langem auseinandergesetzt hat, ist zu danken, daß jetzt einige ihrer Aufsätze auf Deutsch vorliegen. Es wäre durchaus wünschenswert, wenn nun auch ihre Arbeiten zur Frauenbewegung in deutscher Sprache zugänglich würden.

Eva Senghaas-Knobloch

Donna Haraway: *Primate Visions. Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science*. New York, 1989, Routledge, 486 Seiten.

»It was a gesture that thrilled me« mit diesen Worten beschrieb die Primatologin Shirley Strum ihren ersten hautnahen Kontakt mit dem Pavianbaby Robin (149). In einer von Atomkrieg und ökologischer Krise bedrohten Welt wird die zärtliche Begegnung zwischen dem wilden Tier und der weißen Wissenschaftlerin zum Symbol einer heilenden Berührung stilisiert. Diese Szene fängt die Zwiespältigkeit ein, mit der sich Frauen als Wissenschaftlerinnen in der Primatenforschung des 20. Jahrhunderts konfrontiert sehen. Sie strukturiert die Darstellung der Geschichte der Primatologie in Donna Haraway's neuem Buch »Primate Visions. Gender, Race and Nature in the World of Modern Science«. Die Metapher der Rettung, das Bild des artenüberschreitenden Kontakts zwischen Mensch und Tier beruhen auf Konzeptionen von Geschlecht, Rasse und Natur, mit denen Geschichte und vor allem die Komplexität aktueller Wissenschaftsgeschichte ausgelöscht wird. Um diese Geschichte sichtbar zu machen, analysiert Haraway

das dichte, diskursive Netz von verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen, populären Darstellungen und politischen Interessen, in dem die Erzählungen eines zeitlosen Ursprungs, der Wiege der Menschheit, tradiert werden. »Biology is a historical discourse, not the body itself« (290).

Das Buch ist gerichtet an »primatologists, to historians of science, to cultural theorists, to the broad left, antiracist, anti-colonial, and women's movement, to animals, and to lover's of serious stories« (3). Den vielen Aspekten von Haraway's Darstellung gerecht zu werden, kann im Rahmen einer kurzen Besprechung kaum gelingen. Deshalb nur soviel: das Buch ist außerordentlich materialreich, bleibt aber immer sehr spannend zu lesen.

Die Primatologie, die Wissenschaft, die die Grenze zwischen Mensch und Tier definiert, war von Anfang an in die Wirklichkeit von industriellem Kapitalismus, Kolonialismus und Patriarchat eingebettet. Symbolisch, wissenschaftlich und lebensgeschichtlich überschneidet sich die Entfremdung von Mensch und Natur mit den sozialen Grenzziehungen, die durch Geschlecht und Rasse bezeichnet werden. »The organizing story axis of the duality, nature-culture, forbids an account of historical mediation« (146). Zwar finden nicht-westliche Vorstellungen von der Natur, andere historische und politische Bezüge Eingang in die Modelle des »natürlichen« Menschen und die wissenschaftliche Beschreibung der Primatengesellschaften in dem Maße, in dem sich die Primatologie nach dem 2. Weltkrieg zu einem multikulturellen Gebiet entwickelt. Doch der Entwurf des »universal man«, »man, the hunter« bleibt jenen funktionalistischen Vorstellungen verhaftet, in denen Kooperation und Soziabilität nur gedacht werden kann als Hierarchie männlicher Individuen, die die weiblichen Ressourcen der Reproduktion unter sich verteilen.

Die Antworten der modernen Biologie auf die Frage, was den Menschen ausmacht, drehen sich um Formen von Kommunikation, nicht aber um Geschichte. So-

wohl in den kybernetischen Konzepten der Wissenschaften als auch in der technisch-sozialen Realität beginnen die festen Grenzen zwischen Mensch, Maschine und Organismus zu verschwimmen. »The line between natural organism and constructed technical systems was redrawn in a radical way, so as to produce the cyborg as the central natural-technical object of knowledge in the last half of the twentieth century. Both organism and technology were theorized and encountered in practice as communications engineering problems, where the ontological distinction between the natural and the artificial lost meaning. ... In the universe of information the antipodes of the earthly ecosystem and extra-terrestrial space meet in a shared code« (140). Vor diesem Hintergrund werden die gegebenen Formen von Selbstbestimmung und Verständigung brüchig und Lösungen gesucht. Die weiße Frau und der (farbige) Affe werden Surrogate, die eine Rückkehr des Menschen zur Natur, zum Ursprung in Szene setzen. »Woman's place is in the jungle« (279-303). Während die Flucht der kalten Krieger vor der Natur und aus der Geschichte in den Weltraum eine spezifisch männliche Unternehmung ist.

Haraway lokalisiert die feministische Forschung in diesem historischen Kontext. »Feminism as western political theory can be said to begin at the same historical moment and for the same historical reasons as the discourses of biology and anthropology, with roots in the eighteenth century and flowering in the nineteenth century« (289). Eine Position der Unschuld, die unberührt von Macht, Politik und Begehren das Konzept des »universal man« durch die »universal woman« ersetzen würde, verbietet sich demzufolge. Nicht die unhinterfragte Identifikation mit dem Weiblich-Sein, sondern die Dekonstruktion der Kategorien, ihre Verschiebung innerhalb des theoretischen Bezugsrahmens führt die Ansätze von Jeanne Altmann, Linda Marie Fedigan, Adrienne Zihlman, Sarah Blaffer Hrdy zu ihren Rekonstruktionen des Verhältnisses von

Mensch und Natur. »One story is not as good as another« (348), die kritische Selbstreflexion auf die eigene historische und politische Position in der Wissenschaft macht den Unterschied aus.

Haraways Analyse der Primatenforschung und der um sie rankenden Diskurse ist ein außergewöhnlicher und exzellenter Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte und zur feministischen Theorie, zur primatologischen und historischen Forschung. Mit (feministischem) Vergnügen bin ich den Grenzüberschreitungen ihrer Darstellung gefolgt. Aber ihre Vision von beliebig fortzusetzenden Grenzüberschreitungen teile ich nicht. Denn damit geraten die Erkenntnismöglichkeiten aus dem Blick, die sich in der Auseinandersetzung mit den eigenen Grenzen bilden. Ich meine jene Grenzen, die nicht unmittelbar von außen, von Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft vorgegeben werden, und an denen die kränkenden und beängstigenden Erfahrungen von Unverständnis, von Fremdheit und Hilflosigkeit auftreten. Sie sind in der westlichen Kultur vor allem präsent in der sozialen Praxis von Frauen in der Familie. Am privaten Ort wurde der Zusammenbruch und die Unwahrheit des abendländischen »hermetically sealed« Individuums sichtbar, schon lange bevor dies in den neueren gesellschaftstheoretischen Diskursen öffentlich bekannt gegeben wurde. Die Erfahrung von Differenz gerade in den vertrautesten Beziehungen, vor allem zwischen Mutter und Kind, steht im krassen Gegensatz zur Reduktion der Frauen, des weiblichen Geschlechts auf ein Mittel zur Reproduktion des »same.«

Nimmt man diese unscheinbaren Differenzen ernst, dann erscheint der dramatische Sprung in die Zukunft eines radikal Anderen, den Haraway am Ende ihres Buches andeutet, genauso fragwürdig wie das patriarchale Drama des Ursprungs. Stattdessen wäre an der immer doppelten Orientierung feministischer Theorie zwischen der Aneignung eines Selbst und den Beziehungen wechselseitiger Abhängigkeit festzuhalten. Also daran, daß sich die

Selbstfindung von Frauen in der Spannung zwischen dem weiblichen Orgasmus als Erlebnis der Einzigartigkeit und mothering als einer verallgemeinerbaren Praxis bewegt. Feministische Forschung zu Wissenschaft und Gattungsgeschichte wäre so zu verstehen: Den unterschiedlichen Nachkommen of »this female striding into history with a baby sling and a digging stick and founding language in the company of other females« auf ihrem Weg über die unterschiedlichsten Grenzen in eine Zukunft zu folgen, in der Andersartigkeit gelebt werden kann, weil die eigene Begrenztheit nicht mehr auf den Tod gefürchtet wird. Ich habe Donna Haraways Buch gelesen als einen weiten und eleganten Sprung in diese Richtung.

Elvira Scheich

Diotima: Der Mensch ist Zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz. Übersetzungen aus dem Italienischen von Veronika Mariaux. Mit einem Vorwort von Ingvild Birkhan. Wien 1989, Wiener Frauenverlag, 213 Seiten, DM 34,-.

Mit dem von Frauen aus dem Mailänder Frauenbuchladen verfaßten Buch »Wie weibliche Freiheit entsteht«¹, das vor drei Jahren in deutscher Sprache erschien, wurde die Praxis des *affidamento* auch hierzulande einem breiten Kreis von Leserinnen bekanntgemacht. Die Autorinnen versuchten darin nicht nur eine Rekonstruktion der Geschichte der italienischen Frauenbewegung in den vergangenen 25 Jahren. Sie resümierten ebenso die Diskussionen unter den italienischen Feministinnen und entwickelten dabei zugleich die Grundzüge einer, wie es heißt, *neuen politischen Praxis*. Sicherlich liegt damit eine Interpretation vor, die nicht beanspruchen kann, für die italienische Frauenbewegung als Ganzes zu sprechen; sie ist eher für einen in Mailand praktizierten Feminismus charakteristisch. Dennoch fasziniert an diesem Konzept, daß mit ihm die langjährigen Erfahrungen von Frauen aus der gemeinsa-

men Arbeit in Projekten und bei politischen Aktionen reflektiert werden. Das Vorhaben der Mailänderinnen wird wohl am deutlichsten bei ihrer Schilderung mißglückter Gruppentreffen in einem Mailänder Frauenzentrum, bei dem das Mißverhältnis zwischen einer schweigenden Mehrheit und den wenigen aktiven Frauen beinahe zum Scheitern des Projekts geführt hätte. Die Frauen von der Libreria bestimmten als einen der Hauptgründe für dieses für Frauengruppen typische Verhalten die Sehnsucht nach der harmonischen Einheit im Kollektiv, mit der sich Frauen selbst häufig genug an der Umsetzung ihrer eigenen Wünsche hindern. Das Symbol der »schweigenden Frau« steht für die nicht zum Ausdruck gebrachten Differenzen unter Frauen, für das unterdrückte Begehren der Einzelnen ebenso wie für ihre nichtbeachteten Fähigkeiten. Mit dem Konzept des *affidamento* wird deshalb die Forderung erhoben, die Differenzen unter Frauen zur Geltung kommen zu lassen und ein Netz von Beziehungen aufzubauen, die von wechselseitiger Anerkennung getragen sind. Vorgestellt wurde damit erstmals ein Versuch, die Dynamik der Beziehungen unter Frauen mit ihren meist nur latent auftretenden Machtkonflikten in einer Weise zu interpretieren, die zugleich erlaubt, konstruktiv mit ihnen umzugehen.

Die Philosophinnengruppe Diotima aus Verona hat dieses Prinzip zur Grundlage ihrer Arbeit gewählt und versucht, seine Bedeutung für die Entwicklung autonomer weiblicher Strukturen philosophisch, politisch und für eine feministische Pädagogik zu begründen. Entstanden ist daraus eine Sammlung von sechs zum Teil sehr unterschiedlichen Texten.

Eine der Hauptschwierigkeiten dieses Ansatzes liegt allerdings darin, daß es den Verfasserinnen der verschiedenen Aufsätze nicht gelingt, die praktischen Schlußfolgerungen, die mit der Politik des *affidamento* aus den Erfahrungen in der politischen Arbeit der Frauenbewegung gezogen wurden, auch theoretisch glaubhaft zu begründen. An den Thesen Giannina Longobardis

zum Verhältnis von »Frauen und Macht« wird noch einmal besonders deutlich, daß der Anstoß für die Entwicklung des *affidamento* aus den Auseinandersetzungen um die Organisationsform in Selbsterfahrungsgruppen kommt. Mit der Kritik an der dort häufig vorherrschenden »Gleichheitsideologie« mit ihren lähmenden Auswirkungen wird die Abkehr von der Gruppenform und die *Hinwendung zu einer Vielzahl von dualen Beziehungen zwischen Frauen* (130) begründet. Ebenso wie ihr Text münden auch die der anderen Autorinnen des Bandes in ein Bekenntnis zum *affidamento*, das in den theoretischen Aufsätzen allerdings nicht bruchlos aus den vorhergehenden Ausführungen zur Philosophie abgeleitet werden kann. Der Vorwurf, den Marianne Schuller in diesem Zusammenhang gegenüber den Mailänder Frauen bereits geäußert hat, daß nämlich die Philosophie, und speziell diejenige Luce Irigarays, zur Legitimation der politischen Praxis des *affidamento* benützt wird, kann deshalb auch beim Lesen der Beiträge dieses Bandes nicht entkräftet werden.

Es gibt eine weitere Frage, die sich bei der Beschäftigung mit dem Ansatz der Philosophinnen von Diotima stellt: Wie kann die Komplexität der angesammelten Erfahrungen von Frauen philosophisch zum Ausdruck gebracht und mit einer Kritik an der Philosophie verbunden werden?²

Ein gemeinsamer Ausgangspunkt der Autorinnen ist die These, daß das philosophische Erbe auf einer Vereinfachung beruhe, die es unmöglich mache, die Differenz der Geschlechter angemessen zu reflektieren. Die Unterdrückung der Frauen in der Praxis finde in der Philosophie ihre Entsprechung in ihrer Unterordnung unter das Primat des einen, männlichen Subjekts. Die Verfasserinnen des einleitenden Aufsatzes, die Mehrzahl der Frauen von Diotima, betrachten allerdings Hegel als die Ausnahme von dieser Regel. Sie greifen in diesem Zusammenhang auf Luce Irigarays Interpretation des Geschlechterverhältnisses in Hegels »Phänomenologie des Geistes« (im sog. Sittlichkeitskapitel)

zurück. Die Legitimation der Unterdrückung von Frauen läßt sich zwar auch dort finden; was die Autorinnen aber sehr viel mehr interessiert, ist ein an dieser Stelle offengelassenes Problem: ... *der Widerspruch, in dem sich die Frau befindet, die aus der Familie heraustritt, um in die politische oder wissenschaftliche Gemeinschaft einzutreten.* (37) Die wichtigste Schlußfolgerung, die sie daraus ziehen, ist nicht allein die Notwendigkeit für Frauen, ihre Differenzen untereinander anzuerkennen, sondern auch, eine dialektische Vermittlung zwischen ihnen herzustellen. Auf dieser soll die Autonomie von Frauen gründen und sie soll als vorrangiger Maßstab weiblicher Normen und Werte gelten. Mit diesem Versuch, vor allem die späte Philosophie Irigarays auf die Füße zu stellen, ignoriert Diotima allerdings die idealistischen Prämissen, die übernommen werden, wenn sie auf die Dialektik Hegels zurückgehen: an erster Stelle wäre die Tendenz zur Synthese in der Einheit des Systems zu nennen, mit der sich, unter dem Aspekt des Primats des identischen Selbst, auch Luce Irigaray bereits in »*Speculum*« kritisch beschäftigt hat. So zielen die Verfasserinnen zwar auf eine offene, weil erst noch zu konstituierende weibliche Subjektivität hin; sie treffen aber bereits eine Vorentscheidung, weil sie diese analog zu der Struktur von Subjektivität im Hegelschen System konzipieren und auf diese Weise die Differenz der Geschlechter in die Zweiheit der philosophierenden Subjekte zurückführen. Die verschiedenen Konsequenzen, die sich bei den einzelnen Autorinnen daraus ergeben, führen deshalb zu Ergebnissen, die der beabsichtigten Offenheit des Konzepts nicht immer gerecht werden können.

Ein Beispiel hierfür ist die Vermittlungsfunktion von Frauen, für die die Figur der symbolischen Mutter steht, und die in der pädagogischen Umsetzung des *affidamento* eine wichtige Funktion zu übernehmen hat. Elvia Francos radikale Hypothese: *Das Mädchen ist genetisch vorprogrammiert, von der Mutter die artspezi-*

fischen Verhaltensweisen einer dynamischen Anpassung zu erlernen (183), wendet sich in dieser Hinsicht gegen die ursprüngliche Absicht. Nicht mehr die Dynamik der gewünschten Beziehungen zwischen Mädchen und erfahreneren Frauen, die jenen eine lustvolle und spannungsreiche Aneignung der Wirklichkeit gestatten soll, steht im Vordergrund. Vielmehr führt die, wenn auch nur hypothetische, genetische Festschreibung der Beziehung von (symbolischen) Müttern und Töchtern zur biologischen Determinierung eines sozialen Verhältnisses, das als frei zu wählendes gedacht war. Eine andere Schlußfolgerung zieht Adriana Cavarero in ihrem Aufsatz »Ansätze zu einer Theorie der Geschlechterdifferenz«, wenn sie die Dualität der Geschlechter absolut setzt und dies mit der Entfremdung begründet, der die Frau in der Sprache (als Logos) unterworfen ist.

Von dieser Problematik ist der Ansatz Wanda Tommasis wohl am ehesten angenommen. In ihrem Beitrag »Die Versuchung des Neutrums« bestimmt sie den möglichen Ort von Frauen in der Philosophie als den des ausgeschlossenen Dritten, dem Neutrum in den romanischen Sprachen. Sie faßt ihn damit als Zeichen der *Abwesenheit, als Spur von etwas Verschwundenem, ... als Spur einer Modalität des Denkens und der Sprache, die nicht entwickelt, sondern sofort ausgelöscht wurde*, auf (110). Die verschwiegene Differenz der Geschlechter könnte demnach in der Auseinandersetzung mit der philosophischen Tradition sprachspekulativ rekonstruiert und in einer Weise von Frauen artikuliert werden, die nicht zu einer erneuten Selbstobjektivierung durch Sprache führen muß. Mit der Annäherung an verschüttete Möglichkeiten von Erfahrungen wird zugleich das Verstummen von Frauen und ihr Verschwiegenwerden reflektiert. Selbst wenn Tommasi sich ebenfalls zu einer unüberwindlichen Dualität der Geschlechter bekennt, so drückt ihre Vorstellung von einer rekonstruierenden Annäherung an den möglichen Ort von Frauen im

Denken doch jene Offenheit aus, die es erst erlaubt, die Erfahrungen von Frauen, ihr Verhältnis zu der Wirklichkeit, in der sie leben, ungehindert zu reflektieren.

Das Beharren der Philosophinnen von Diotima auf einer irreduziblen Zweiheit des philosophischen Subjekts führt gerade nicht zu jener Vielfalt, ja Paradoxie im Denken, die sie anstreben. Viel eher hat die von ihnen angenommene Dualität eine Selbstbeschränkung zur Folge, die aus dem Wunsch nach einer eindeutigen Zuordnung und Abgrenzung herrührt, und zu der Vorstellung von Freiheit, die mit dem Begriff der weiblichen Autonomie unauflöslich verbunden ist, in Widerspruch steht. Das duale Denken der Geschlechterdifferenz ist selbst eine Vereinfachung, weil es der Komplexität der Fragen nicht gerecht werden kann, die mit der Einführung der Kategorie Geschlecht in die Philosophie auftreten. Es bleibt allerdings das Verdienst der Philosophinnen aus Verona, die bislang noch unbewältigte Dynamik der Beziehungen von Frauen in die philosophische Diskussion eingeführt zu haben. Die Stärke, die sie selbst aus der praktischen Umsetzung des *affidamento* ziehen, läßt sich immer wieder aus den Zeilen des Buches herauslesen. Es ist gut und wichtig, davon zu erfahren, weil gerade im deutschsprachigen Raum Philosophinnen noch immer genötigt sind, als isolierte Einzelkämpferinnen zu leben und zu arbeiten.

Ulrike Ramming

Anmerkungen

- 1 Libreria delle donne di Milano: *Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis*, Berlin 1988, S. 110 ff.
- 2 Zum einen nämlich versucht diese Politik sich durch den Rückbezug auf diese Philosophie (die Philosophie Luce Irigarays, U.R.) zu legitimieren. Marianne Schuller: *Wie entsteht weibliche Freiheit?* in: *Genealogie und Traditionen*, Facetten feministischer Theoriebildung, Band 6, Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen, Frankfurt 1990